

Philipp Schönthaler

Wetlands

Über die hochwüchsigen Helophytenbestände, Röhrichtkolonien, die sich matt im Wasser spiegeln, Schilf, Igelkolben, Glanzgras, Kalmus, Wasserschwaden, gesäumt von Pfeilkraut, gelbem Sumpfdotter, den radiärsymmetrischen Blüten des scharfen Hahnenfußes, Fieberklee, die dreikantigen Stängel der Segge mit ihren rauen Kanten, vorbei am lichten Bruchwald, gebeugten Koniferen, hinunter zum Ufer, wandert der Blick aus dem Fenster des Containers dem unscharfen Verlauf der Küste folgend bis zu dem Punkt, wo die Skyline der Highrises aus dem nachmittäglichen Dunst hervorzutreten und gleichzeitig in einem konturlosen White Out zu verschwinden scheint. Der Alarm schlägt 15:30 Uhr. Ich schiebe meinen Stuhl zurück, das mechanische Knistern der Rollen auf dem Stahlblech, den Termin bestätige ich per Sprachbefehl. Ich reiße die Tür auf, fische nach den Gummistiefeln, bevor ich hineinschlüpfe, wende ich sie auf den Kopf, schüttle sie. Anschließend prüfe ich das Fußbett, fahre mit der Hand über das Innenfutter. Ich weiß: Sobald ich mit dem Ritual breche, wird mich eine unangenehme Überraschung erwarten. Vorgestern habe ich aus dem Augenwinkel beobachtet, wie sich am Wegrand das konische Ende eines metallisch schillernden Stifts gleichförmig zwischen den starren Sprossachsen der Binsen zurückzog. Mit einem Stab habe ich die antennenförmigen Schäfte mit ihren seitenständigen Spirren geteilt, fünfundvierzig Sekunden gewartet. Was immer es gewesen war, es blieb verschwunden.

Zuerst laufe ich in Richtung Osten. Was fällt zuerst auf? Besucher, die zum ersten Mal an diesem Ort sind, antworten: Der Geruch. Sensorisch sensibilisiert heben sie ihr Kinn, blicken zur Küste. Frische – Pause – Moder. Beides in sich ständig veränderlichen Anteilen durchmengt. Ich sage: Dunkle Speichermasse. Unser urbanes Unbewusstes. Eine ungeheure Vermaschung, abgründige Permutationen, Penetrationen von allem mit allem. Ich laufe weder schnell, noch langsam. Von außen mag es gemächlich wirken. Ich sage: wohldefiniert. Nicht zu vergessen: Die unablässigen Umwälzungen des Untergrunds zum Erhalt des Status Quo. Über meinen wundgescheuerten Fersen haben sich innerhalb kurzer Zeit schützende Schwielen gebildet.

Meine Sohlen drücken sich in den semihydrischen Grund, in der Luft die elektrischen Vibrationen. Anfangs habe ich gedacht, dass das sirrende Rauschen punktuell auf identifizierbare Körper zurückzuführen sei. Aber es ist die Masse der Körper, die ein Meer akustischer Wellen emittieren, Interferenzen bilden: Amplituden die sich gegenseitig aufsummieren, in ihrer Vereinigung stufenweise herunterregeln. Ich nähere mich der ersten Messstation, in Gedanken das Wort

Superposition: Die vorzeichenrichtige Addition der Wellen, ihre Auslenkungen bei der wechselseitigen Durchdringung.

Mein Blick scannt den Untergrund mittlerweile automatisch. Der erste Schritt: Inspektion der Station. Gibt es auffällige Spuren? Physische Einwirkung? Veränderungen? Nichts. Ich diktiere ein Ok in die Maske des Feldguides, kalibriere den Messstab. Das Problem: Durch den beständigen Unterstrom des Grunds gräbt sich die Stahlspitze der Vorrichtung autonom ins Erdreich, setzt die Vergleichbarkeit der Messergebnisse aufs Spiel. Wann schlagen die Veränderungen auf die Werte durch? Nach einem, zehn oder hundert Zentimetern? Aus meinem Rucksack nehme ich eine Plastikflasche, schöpfe Wasser aus dem naheliegenden Pool, die erste Ladung geht zurück, die zweite verschließe und markiere ich. Mit den Proben werden die aufgezeichneten Sensordaten biwöchentlich überprüft. Ich stapfe weiter.

Wenn ich mit den Besuchern hier draußen unterwegs bin, sage ich: Das ist der Grund, auf dem unsere Metropolen gebaut sind. Wie sehen sie aus, ihre Traumstädte? Nein, sagen sie nichts. Paris, Venedig, New York, London – asphaltierte Einheitsromantik. Shanghai, Petersburg, Bangkok, Toronto, Berlin, Melbourne, Hamburg: Auf Morast gebaut. Sumpf, Wasser. Die Zivilisation: eine gigantische Trockenlegung. Gewaltsame Enthätungsprozesse am offenen Leib, unsere Städte: Kriegsgeburten. Auf meiner Hand landet eine 16 Millimeter lange Skorpionsfliege. Familie Schnabelfliegen. Ihre Bezeichnung rührt von der erektilen Krümmung am Hinterleib, der Stachel erinnert an den der Spinnentiere. In Wahrheit ist es das riesige Genitalsegment mit seiner obszönen Verdickung des Kopfs. In Gedanken bewege ich das Wort Sexualdimorphismus. Von irgendwo her der schrille Ruf eines Vogels.

Im Austausch mit dem Professor: Man sollte das gesamte Gebiet zur Sperrzone erklären, sämtliche Störfaktoren maximal minimieren. Stattdessen locken wir die Menschen hierher. Vor wenigen Wochen haben sie oben an der Landstraße große Schilder angebracht, die mit einer angeblich einzigartigen Artenvielfalt werben. Entdecken Sie ihre Umgebung! Dazu der nutzerfreundliche Auftritt im Netz.

Der Professor leitet das Projekt, er erwidert nichts, mit seiner bloßen Hand gräbt er ein Loch, zerreibt die Bodenkrume nachdenklich zwischen den Fingern. Wir sind nur drei hundert Meter von der Straße entfernt, in Sichtweite des Verkehrs, der Untergrund ist rostfleckig, verschlufft, das Wasser in weitläufigen Pfützen auf der Wiese verteilt. Warum, fragt der Professor. Er hat den Verdacht auf Verschlämmung. Wir müssen die Stabilität des Bodengefüges untersuchen, sagt er. Er will seine Mitarbeiterin hierherschicken. Es gibt natürliche und künstliche Ursachen der Verschlämmung.

Warum halten wir uns an das amerikanische, nicht das russische Parkmodell, frage ich: Konservierung plus Wissenschaft – keine Freizeit oder Menschen. Die Armee schafft es doch auch: Militärische Sperrzonen. Kilometergroße Areale im

Nirgendwo, aus dem Bewusstsein der Menschen getilgte Pazifikinseln, selbst auf den Satellitenfotos bilden sie blinde Flecken. Helfen sie mir, sagt der Professor, er kniet noch immer auf dem Boden. Ich soll ihm den Profilstecher reichen, er will Bodenproben entnehmen, um sie im Labor zu untersuchen. Jedes Bodengefüge ist in seiner Stabilität davon abhängig, ob das Wasser den jeweils vorliegenden Zustand stützt oder auf seine Veränderung hinwirkt, erklärt er. Ich habe nach keiner Erklärung gefragt.

Oder nehmen Sie den Verein zum Erhalt und zur Förderung des Feuchtgebiets. Von März bis Oktober schleusen Rentnerinnen mit roten Warnwesten und formlosen Schirmmützen jeden Samstag ahnungslose Städter durch das Areal. Wie sieht die Kosten-Nutzen-Rechnung aus? Unter der Woche manchmal ganze Schulklassen. Nur Kleinkinder sind schlimmer. Sie strullen in die roten Plastiktrichter, in die wir das Regenwasser sammeln. Aber am schlimmsten sind die Vogelbeobachter. Ich liege im Container. Noch vor Anbruch der Dämmerung höre ich die Autotüren auf dem 600 Meter entfernten Parkplatz zuschlagen. Anfangs bin ich aufgesprungen, habe meinen Mantel übergeworfen, bin raus, ihnen entgegen. Aber es ist zwecklos. Wir sind in der Natur, behaupten sie. Hier macht uns keiner Vorschriften. Sie schieben mich zur Seite, stapfen wildentschlossen weiter. Wie sie das Wort Natur auf den Lippen tragen. Ich schlucke meinen Zorn, was soll ich auch machen, ich kehre zum Container zurück. In den Schlaf finde ich nicht mehr, liege mit weit geöffneten Augen im Dunkeln.

Die Scharniere der Containertür quietschen. Ich mache eine mentale Notiz: Schmierfett beantragen. Vorsichtig trete ich auf eine gallertartige, zu den Rändern hin konkav abfallende Fläche, die den eigentümlichen Anschein eines riesenhaften Stillgewässers erweckt. Im akuten Bewusstsein, dass der Boden nicht trägt, laufe ich in der glimmenden Lichtspur, die der flachstehende Mond auf den sämigen Grund projiziert. Nach und nach kippt seine milchige Tönung, vermatscht. Ich weiß: Stehen heißt sinken. Mich fröstelt, ich schlage den Kragen meines Parkers. Erst der Rand eines Kraters lässt mich stoppen, die jähe Erkenntnis: Ich befinde mich auf einem gigantischen Auge. Ohne es zu wissen, habe ich es die ganze Zeit geahnt. Die trockene Kehle reißt mich aus dem Schlaf. Das Auge ist kein Objekt. In Wahrheit ist es ein Netz, in der irrsinnigen Hoffnung auf Licht blind in die Nacht geworfen. Verschwitzt schäle ich mich von der Pritsche. Draußen entleere ich meine Blase gegen die Rückwand des Containers.

Zurück in meiner Arbeitseinheit schalte ich die Monitore ein. Auf einem kann ich einen Vogelbeobachter beobachten. Ich sehe seinen Rücken, er trägt eine signalfarbene Outdoorjacke, sein schütteres Haar flattert in der auflandigen Morgenbrise. Er steht auf den Holzplanken, die über brackige Bassins zur Küste führen. Trotz der Verbotsschilder gehen sie früher oder später vom Weg ab. Sie wähnen sich unbeobachtet. Nichts macht so blind wie das Beobachten. Ihre reglosen, willkürlich auf einen Punkt konzentrierten Körper. Würden die Objekte

ihres Begehrens dieselbe Selbstvergessenheit zeigen, ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt bündeln, sie wären im Nu ausgelöscht – lose Federn, verklebter Flaum. Ich will meinen Blick abwenden, aber er bleibt auf der unförmigen Gestalt kleben, die ihr Ziel aus den Augen verloren hat, den Schädel nutzlos hin und her schwenkt. Sie betreten das Feuchtgebiet wie ein Fanshop. Sie sagen Natur und meinen Freilichtzoo. Mein Gerät meldet den Eingang einer Nachricht. Der Professor schreibt: Pools im Auge behalten. Alle subhydrischen Flächen in Zone D vermessen. Er gibt mir den Auftrag, die sensitiven Karten und Satellitenbilder zu prüfen, fragt, ob sich die Flächen auf dem Bildmaterial hinreichend identifizieren lassen. Wir müssen ihre Ausbreitung kontrollieren. Ich reagiere nicht, setze Kaffee auf.

Die Besucher fragen, ob nun alles wieder so aussieht wie vor hundert Jahren. Warum hundert Jahre, frage ich zurück. Die Besucher: Das war nur so daher gesagt, lassen sie es 80 oder 200 oder 500 sein, sagen Sie es uns. Ich sage nein. Wenn ich es könnte, würde ich das Partikel im Plural verwenden. Man tritt nicht zweimal in denselben Fluss, ich verkneife mir die Kalenderweisheit. Das hier ist gemacht, erkläre ich, man baut die Natur nicht wie einen Verbrennungsmotor. Ich bücke mich, grabe meine Hand in die feuchte Erde. Sehen Sie! Ich strecke den Batzen dem vordersten entgegen. In diesem Moment zappeln hier Millionen Mikroorganismen. So etwas simuliert man nicht einfach. Noch im letzten Jahrtausend wären sie dort vorne durch eine kleine private Marina spaziert, Straßen, Parkplätze, und hier, mein Finger geht direkt zur Küste: Lagerhallen direkt am Wasser. Sind die Böden erst einmal versiegelt, ist es aus. Jahrhundertwährende Zersetzungsprozesse plötzlich stillgestellt, tot. Noch immer übertrifft die prozentuale Aufschüttung von Feuchtgebieten die der Abholzung der Wälder. Wir können nicht zurück, nur vorwärtsgehen. Aber wir haben dazugelernt und mit diesem Projekt skalieren wir das Wissen neu, zeichnen alles auf, werten es aus. Nur wenige Systeme sind so hochproduktiv wie Feuchtgebiete, in einem gut kalibrierten Niedermoor binden sie ohne Weiteres doppelt so viel Kohlenstoff wie in einem Wald. Dazu die Grundwasserfiltrierung, der Schutz gegen Überschwemmung, Trockenheit, Küstenerosion. Ich habe mich erhoben, wische meine Hand an der Hose ab. Zu lange haben wir die Städte als das Andere der Natur gesehen, aber sie sind eins. Feuchtgebiete sind Reaktoren, mit denen wir unsere Metropolen von morgen betreiben.

Ich sitze in meiner Wohnzelle, in gewaltvollen Stößen drückt der Wind gegen die Containerwände, lässt sie zittern. Schon vor drei Tagen haben die Radiostationen vor dem Sturm gewarnt, in Dauerloops rollen die simulierte Sturmverläufe über die Monitore. Ab einer Geschwindigkeit von 67 km/h erhalten Winde einen Namen, traut man den körperlosen Gewalten zu, auf die Materie einzuwirken, eine Signatur zu hinterlassen. Am späten Nachmittag setzt der Regen ein, durch das Fenster des Containers kann ich zuschauen, wie sich eine dunkle Wand über das Meer schiebt,

näher kommt, wenig später schlägt der Regen in einem spitzen Winkel gegen die Scheibe, die Sicht ist mit einem Schlag auf wenige Meter reduziert. In der Nacht lässt mich der Donner aufschrecken, noch immer zerrt der Wind am Container, ich habe die Monitore laufenlassen, die Kameraaufnahmen zittern in den Böen, die totale Nässe verleiht den bewegten Bildern einen geheimnisvollen Glanz.

In der Morgendämmerung trete ich aus dem Container, meine Stiefel tauchen bis zu den Knöcheln ins Wasser. Der Regen hat nicht nachgelassen, ich mache mich zur ersten Messstation auf. Angeblich hat der Sturm seine größte Energie aufgezehrt, auf den Wetterkanälen heißt es, die Wolken stünden über der Küste, regnen sich aus. Dennoch muss ich mich in Böen lehnen, um vorwärtszukommen. Die Station steht im Wasser, ich prüfe ihren Halt, die Sensoren, aber alles scheint intakt zu sein, erleichtert eile ich weiter.

Als ich zum Container zurückkehre, bin ich durchnässt. Eine Mitarbeiterin aus dem Kontrollzentrum schreibt: Datenerhebung ok. Nur ein Sensor und eine Kamera sind ausgefallen. Die Ausfälle habe ich längst bemerkt. Am Nachmittag klopft eine Dame vom Verein zur Erhaltung des Feuchtgebiets, sie bringt mir eine warme Mahlzeit. Als ich die Tür des Containers am nächsten Morgen öffne, bekomme ich einen Schreck. Draußen schaukelt das Wasser, leckt an der Türschwelle. In der Zentrale nimmt niemand ab. Ich schlüpfe in meine Regenjacke, als ich nach meinen Gummistiefeln greifen will, sind sie fort. Sie treiben im Wasser. Obwohl ich zügig zu gehen versuche, komme ich nur mühsam voran. Das Wasser reicht mir bis zu den Knien, erschwert das Gehen, nach kürzester Zeit habe ich den Pfad verloren, trete auf Büsche, in Bodenlöcher, stürze. In einer unwahrscheinlichen Bewegung drängt das Wasser von der Küste aufs Land und vom Land zum Meer, in der Strömung treiben Pflanzenstränge, Pflanzennester, auf einzelnen haben Vögel Zuflucht gesucht. Die entwurzelten Strandsimsen lassen mich rätseln, ob die komplette Dünenbepflanzung ausgeschwemmt wurde. Obwohl die erste Messstation einen halben Meter aus dem Wasser ragt, benötige ich eine Ewigkeit, um sie zu finden. Ich will zur nächsten Station eilen, verliere aber den Boden unter den Füßen, tauche bis zum Hals unter. Für mehrere Sekunden treibe ich, paddle mit den Armen, meine Beine halte ich still, weil ich fürchte, dass ich sonst meine Gummistiefel verliere. Als ich meine Tasche kontrolliere, ist mein Smartphone verschwunden. Ich fluche, mache kehrt. Selbst der Parkplatz ist geflutet, aber ich halte Abstand, weil ich nicht weiß, ob das Wasser den Inhalt aus den septischen Tanks der Toilettenanlage gedrückt hat. Die Landstraße ist wie erstorben. Bevor ich am Abend auf meine Pritsche lege, dichte ich die Tür ab. Als ich in der Nacht erwache, steht das Wasser im Container.

Obwohl der Wasserstand konstant bleibt, ziehe ich mich am Mittag in nasse Decken gehüllt auf das Dach des Containers zurück. Es regnet noch immer, die Sicht reicht 30, vielleicht 60 Meter weit, um mich her ist nichts als Wasser, nur ab und an ein Vogel, der angetrieben vom Wind über die Fläche schnellt. Am frühen Nachmittag

beobachte ich eine Ratte, die auf den Container zusteuert, nach einem Unterschlupf sucht. Drei Mal knattert ein Hubschrauber über mich hinweg, ich springe auf, kann ihn aber nur hören, nicht sehen. Ich hülle mich wieder in meine Decken. Das Boot von der Rettungswacht taucht am Nachmittag wie aus dem Nichts auf.

Am nächsten Morgen spüre ich das Fieber bereits in meinen Gliedern, mache mich trotzdem auf, fahre zum Campus. Das Wetlands-Project befindet sich in einem Neubau, der Fahrstuhl bringt mich ins Untergeschoss, alles ist hell erleuchtet, ich laufe durch klinisch weiße Korridore, an der Tür des Datenzentrums klopfе ich, trete ein, ohne eine Aufforderung abzuwarten. Der Professor ist von Mitarbeitern umgeben, Biologen, Chemikern, Bodenkundlern, Programmierern, Ingenieuren, obwohl sie mir den Rücken zukehren, kann ich sie identifizieren, ihre Augen sind auf das Terminal gerichtet, auf einigen der Monitore kann ich dieselben Bilder sehen, die ich zuletzt im Container gesehen habe – brackiges Wasser, das gegen verschmierte Kameralinsen leckt. Auf den Tischen stehen halb geleerte Getränkedosen, Teller, zerknüllte Papiertüten, ich frage mich, ob sie die Nacht hier verbracht haben. Auf meine Begrüßung erhalte ich keine Antwort. Erst als ich mit keiner Reaktion mehr rechne, ruft der Professor meinen Namen, schon der euphorische Klang seiner Stimme verrät den Inhalt seiner Botschaft: Lläuft, er klatscht in die Hände. Im selben Moment werde ich von einem plötzlichen Kälteschauer ergriffen, unmittelbar darauf wird mir heiß, ich schaue nach einem Stuhl, stütze mich gegen die Wand. Sie prognostizieren den Verlauf der Flut, erklärt eine Mitarbeiterin, ich weiß nicht, ob sie mit mir oder den anderen spricht, mir ist mit einem Mal schwindelig, ich suche Halt. – Aber da ist mir schon schwarz vor Augen, die Welt um mich her in einem gleichförmigen Rauschen erloschen.